mehr verbreitete, beschloß Kapitän Erichsen, da man jeden Augenblick eine Kesselexplosion befürchten konnte, mit der ganzen Besatzung das brennende Schiff, das nicht mehr zu retten war, elligst zu verlassen und sich an Bord des Kreuzers zu begeben. Als das geschehen war, versuchte der Chef des „Heimdal" den brennenden Dampfer in den Grund zu schießen, um auf diese Weise das Feuer zu löschen. Die Granatschüsse wurden auf den „Moß" abgefeuert, aber trotzdem das Schiff dadurch leck wurde, sank es nicht, und das Feuer wütete noch 24 Stunden in dem über dem Wasser gelegenen Teil des Dampfers, bis alles vernichtet war. Sowohl der Kapitän wie Mannschaft waren genötigt, das brennende Schiff so schnell zu verlassen, daß sie nicht das Geringste retten konnten. Auch die Schiffspapiere gingen verloren. Der Kapitän hatte nicht einmal Zeit, seine goldene Uhr aus der Kajüte mitzunehmen. Die Ueberreste des Wracks und des Bauholzes, womit „Moß" geladen war, wurden für einen Spottpreis versteigert.

*

(Damenkleider aus Stroh) sind das Neueste in Paris. Gegenwärtig ist im Palais des Tissus in Paris ein Kleid aus Stroh ausgestellt, welches das Interesse der Damen im höchsten Grade erregt. Ein Mitarbeiter des „Figaro" erbat sich vom Erfinder dieser Neuheit, dem jungen Schneider Schubatz, den er in seinem Atelier aufsuchte, nähere Mitteilungen. Dieser zeigte ihm ein eben gefertigtes spanisches Jäckchen, einen sogenannten Bolero, von elegantester Form und großer Schmiegsamkeit. Der „Künstler" erklärte hierauf, wie er auf die Idee gekommen war. „Das Stroh", sagte er, „ist ungemein leicht zu verarbeiten und nimmt jede Form an, die man ihm zu geben wünscht. Wir haben längst den Strohhut, warum sollte man aus demselben Material nicht auch ein vollständiges Kleid fertigen können? Ich machte mich an die Arbeit, und es gelang." Alsdann zeigte Schubatz seinem Besucher eine ganze Reihe aus Stroh gefertigter Damenkleider, deren glückliche Besitzerinnen zweifellos noch in dieser Saison Aufsehen damit machen werden.

*

(Das am häufigsten von Erdbeben heimgesuchte Land der Erde ist Griechenland und nicht, wie man bisher allgemein angenommen hat, Japan. Diese Thatsache ist erst jetzt erkannt worden, nachdem der Leiter der staatlichen Sternwarte in Athen, Dr. Eginitis, seit sechs Jahren ein sorgfältiges Studium der griechischen Erdbeben betrieben hat, worüber er soeben eine umfangreiche Veröffentlichung herausgiebt. Die Liste der in den Jahren 1893—98 in Griechenland beobachteten Erdbeben nimmt 150 große Quartseiten in Anspruch, und ihre Zahl beläuft sich auf nicht weniger als 3187. Danach würden Erdstöße in diesem Lande doppelt so häufig sein wie in Japan. Eginitis hat diesem Erdbeben-Katalog eine interessante Besprechung beigefügt. Daraus geht die eigentümliche Thatsache hervor, daß die Erdbeben in Griechenland am zahlreichsten in den Monaten April und Mai auftreten, und zwar wiederum am häufigsten in den frühen Morgenstunden. Man hat seit Jahren versucht, einen Zusammenhang zwischen der Erscheinung der Erdbeben und der Stellung des Mondes zur Erde nachzuweisen, aber auch Eginitis kann diese Annahme nicht bestätigen. Uebrigens scheint keine einzige Gegend Griechenlands ganz frei von Erdbeben zu sein, aber deren Verteilung ist sehr unregelmäßig. Die Insel Zante hatte in jenen sechs Jahren allein 2018 Stöße zu verzeichnen. Der erwähnte Bericht enthält übrigens auch bemerkenswerte Abhandlungen über alte Beobachtungen von Meteorfällen, über das Rätsel der Vergrößerung von Sonne und Mond in der Nähe des Horizontes, sowie über die Sonnenfinsternis vom 8. August 1896.

*

(Das verhängnisvolle Jugend-Elixir.) Einem eigenartigen Experiment zum Opfer gefallen sind, wie aus Paris berichtet wird, ein dortiger Arzt und dessen greise Mutter. Dr. Rastineuf hatte sich seit längerer Zeit mit der Herstellung eines „Lebenselixirs" beschäftigt und glaubte, nun endlich die richtige Mischung gefunden zu haben. Er war von der Wirkung seines Mittels, das einem alten Menschen Jugendkraft, geistige Frische und blühende Gesundheit verleihen sollte, so fest überzeugt, daß er seiner bejahrten Mutter ohne Zögern eine ansehnliche Quantität unter die Haut des Armes spritzte. Um ihr zu zeigen, daß nichts Schädliches in der Flüssigkeit enthalten sei, machte er sich zuvor selbst eine Injektion. Die Greisin starb trotz aller angewandten Gegenmittel, nach drei Tagen unter furchtbaren Qualen, und der Sohn überlebte sie nur um 24 Tage.

*

(Es ist erreicht.) Der berühmte Schnurbart findet sich bekanntlich bereits auf alten spanischen Bildnissen, und einige Porträts von Philipp II. zeigen den König mit einem nach allen Regeln der Kunst aufgedrehten Schnauzbart. Aber noch weit früher hat man in indischen Hofkreisen diese Barttracht erreicht. Im Imperial Institute zu London, und zwar in der indischen Abteilung, sieht man die Darstellung eines Kartenspieles am Hofe eines Fürsten. Die Herren spielen das Gandschifa, ein Spiel mit 96 runden Karten, das, wie Skat, zu dreien gespielt wird. Der Fürst sitzt etwas erhöht auf einem Kissen, neben ihm am Boden die zwei Partner, Beide haben das Gesicht rasiert bis auf den Schnurbart, der einfach „kolossal schneidig" ist. Die Darstellung stammt aus der Zeit um 1300. Es war also schon damals „erreicht."

Humoristisches.

(Am häuslichen Herd.) Ein junges Ehepaar gerät in einen heftigen Streit. Nachdem sie die schrecklichste Kritik an ihrem Gatten geübt, fügt sie in milderndem Tone hinzu: „Ich gebe zu, auch ich habe Fehler — —" Ehemann: „Das weiß der Himmel!" — Frau (indigniert): „Bitte, nenne mir einzigen —"

(Renommage.) A.: „Als ich in Paris war, habe ich in einem Hotel im neunten Stock gewohnt." — B.: „Das war noch gar nichts; in Chicago habe ich in einem Hotel gewohnt, wenn ich da Freitag abend klingelte, dann kam der Kellner erst Sonntag morgen in mein Zimmer."

(Ein jovialer Jurist.) Sie: „Siehst du, Alter, jetzt sind wir zufällig denselben Weg gegangen und an derselben stillen Bank angelangt, wo du mir vor dreißig Jahren deine Liebe gestanden und wir den ersten Kuß austauschten!" — Oberamtsrichter: „Ja, liebe Amalie, es ist eine psychologische Thatsache, daß es den Verbrecher immer wieder nach dem Ort seiner Missethat zieht!"

(Drastischer Stoßseufzer.) Pantoffelheld: „Ach ist das mit meiner Frau ein Kreuz! Fünfzig Mal verliert sie jeden Tag vor Zorn die Sprache und hundert Mal findet sie sie wieder."

(Schöner Gedanke.) Zahnarzt: „Schade, daß die Menschen blos 32 Zähne haben." — Spezialist für Nasenkrankheiten: „Daß Sie auch immer unzufrieden sind. Wie froh wäre ich, wenn der Mensch 32 Nasen hätte!"

(Kühnes Bild.) Sergeant: „Rekrut Glotzmann, machen Sie doch nicht wieder ein Gesicht wie ein seine Illusionen begrabendes Rhinoceros!"

(Domestiken-Bosheit.) Apotheker: „Sie möchten Lippenpomade für Ihre Gnädige haben? Die braucht ja viel von der Sorte!" — Dienstmädchen: „Ja, dafür geht ihr aber auch der Mund wie geschmiert."

(Aerztlicher Rat.) Stubenmädchen: „Was soll ich denn für meine entzündeten Augen thun, Herr Doktor?" — Arzt: „Die brauchen nur Schonung. Vor allem dürfen Sie 14 Tage lang durch kein Schlüsselloch sehen!"

(Aufmerksame Bewirtung.) Reisender (im Bahnhofs-Restaurant): „Sie, Kellner, soll das eine ganze Portion sein?" — Kellner: „Zu dienen, ja!" — Reisender: „Aber die ist ja so klein!" — Kellner: „Die Portion ist in Ihrem eigenen Interesse so knapp bemessen. Wenn wir Ihnen mehr vorsetzen, verstimmen Sie den Zug!"

(Arbeitsteilung.) „Aber Herr Wimmer, wie können Sie denn dulden, daß Ihr Aeltester seine jüngeren Geschwister schlägt?" — „Erlauben Sie, das thut er in meinem Auftrage. Glauben Sie denn, ich hätte Zeit, die Kinder der Reihe nach durchzuwichsen? Zuerst haue ich meinen ältesten und dann haut der die übrigen!"

(Immer parlamentarisch.) 1. Abgeordneter: „Sie haben also noch einmal geheiratet, Herr Kollega?" — 2. Abgeordneter (auf seine Frau deutend): „Jawohl — hier ist meine Ersatzwahl!"

Nr. 27. 1900.

Der Erzähler.

Beilage zur „Gummersbacher Zeitung."

Gummersbach. Druck und Verlag von Friedrich Luyken, verantwortlicher Redakteur: Carl Luyken.

Die Lagune von Guatavita.

Ein Erlebnis von J. Teubner.

Nachdruck verboten.

Seit Monaten hatte ich das Hochland von Bolivia nach allen Richtungen hin durchstreift. Mein Eifer, Insekten zu sammeln, hatte mich nicht nur durch Thäler und Hochebenen, sondern auch bis auf die Spitzen einiger Berge geführt und mich die zahlreichen Gefahren vergessen lassen, die das Reisen in jenen unwirtlichen Gegenden stets mit sich bringt. Nun war ich endlich wieder im Thale angelangt. Mein Freund Don Pablo hatte mich mit echt spanischer Höflichkeit gebeten bei ihm zu wohnen, und gern nahm ich die liebenswürdige Einladung an, denn ich fühlte selbst, daß ich längerer Ruhe dringend bedurfte. Äußerdem war ich sicher, daß Don Pablo sich wirklich freuen würde, mich in seinem Heim zu sehen und daß seine Einladung nicht eine bloße Phrase war, wie das so oft da drüben der Fall ist.

Mein Freund besaß große Ländereien, die ihm ein großes Einkommen sicherten. Er war in jungen Jahren in Paris gewesen, das damals, mehr noch als heute, für den Südamerikaner den Mittelpunkt der Welt bedeutete. Dort hatte er sich seine weltmännischen Manieren angeeignet, wenn auch die Freigeisterei unserer aufgeklärten Zeit nicht gänzlich imstande gewesen war, den Hang zum Aberglauben in ihm zu töten, der seiner Rasse eigen ist. Seine Gattin war eine angenehme, liebenswürdige Frau, von der sich nicht viel sagen läßt; die Tochter dagegen gab mir um so mehr zu denken. Sie war eine echte glutäugige Tochter des Landes, die man bewundern mußte, auch wenn man ihren vortrefflichen Charakter noch nicht kannte. Wäre ich jünger gewesen, so hätte sie mir leicht gefährlich werden können, so aber waren wir beiden vom ersten Tage ab die besten Freunde, ohne irgend welchen Nebengedanken damit zu verbinden. Und weil sie mich stets als wirklichen Freund behandelte, ließ sie sich von mir auch manche Neckerei gefallen, die sich ein anderer nicht hätte erlauben dürfen. Selbst als ich ihr im Scherze vorwarf, sie kokettiere zu sehr mit Don Ernesto, dem jungen schwedischen Ingenieur, war sie nicht bös, sondern gab ganz ruhig zu, daß er ihr sehr gut gefalle.

„Ich mag überhaupt die Gringos (Ausländer) gut leiden," fuhr sie fort, „sie sind besser als unsere Herren."

„Namentlich die blonden, blauäugigen mit einem so stattlichen goldigen Vollbrat, wie ihn Don Ernesto besitzt, nicht wahr?

„Die blonde Farbe allein macht es nicht, wenn ich auch zugeben muß, daß ich für blonde Menschen schwärme.

„Aha, seine Hünengestalt hat es Ihnen angethan! Nun ich muß gestehen, daß ich als Dame ebenso denken würde wie Sie."

„Auch das ist es nicht. Ich habe nun schon eine große Zahl Fremder kennen gelernt, und wenn ich sie mit den Männern unserer guten Gesellschaft vergleiche, fällt mein Urteil allemal zu Gunsten der Gringos aus. Das eifrige Streben, den ernsten Fleiß, wie ich ihn an den Fremdlingen bewundern muß, kennen sie nicht. Sie mischen sich zuviel in Politik und bringen dadurch ihre Familie oft in größte Gefahr, und was mir am wenigsten gefällt, ist ihre Spielwut. Ich habe nur sehr selten gehört, daß ein Gringo sein Vermögen verspielt habe, von meinen Landsleuten höre ich es um so öfter!"

Ich war durchaus nicht erstaunt, aus dem Munde der schönen Bolivianerin solche Worte zu vernehmen. Man kann ähnliche Urteile öfters von südamerikanischen Dame hören, allerdings nicht oft mit gleicher Offenheit. Glücklicher Don Ernesto! Er ahnte nicht, wie hoch er bei Fräulein Ines angesehen war, und wagte vielleicht nicht einmal, ihr zu zeigen, daß er sie liebe, denn daß er Feuer und Flamme für das schöne Mädchen war, hatte ich bald herausgefunden. Wie es schien, wollte er nicht eher an eine ernstliche Werbung denken, als bis seine Stellung es ihm ermöglichen würde.

Von der Veranda aus, unter der wir abends plaudernd zu sitzen pflegten, hatte man einen hübschen Blick in die Landschaft. Hohe Berge schlossen rund herum das Thal ein, einer derselben lag ziemlich dicht vor uns. Für diesen interessierte ich mich besonders, weil sich ein Kranz von Sagen um ihn wob. Wie ich gelegentlich erfuhr, gehörte er zu Don Pablos Besitzungen und ich setzte deshalb voraus, daß mein Freund jene Sagen gleichfalls kennen würde. Aber ich hatte mich getäuscht. Er konnte mir nicht mehr erzählen, als ich bereits wußte. Es war ganz dieselbe Geschichte, die sich an Hunderte von Bergen in Süd-Amerika knüpft:

Zur Zeit der spanischen Eroberungszüge gehörte das Land zahlreichen kleinen Fürsten, die mit viel Willkür herrschten und unter sich in beständiger Fehde lebten. Sprache, Sitten, oft selbst der Name jener Völkerschaften sind verloren gegangen. Nur weniges weiß man durch die Funde, die man in ihren Gräbern gemacht hat. Schmuckgegenstände und Waffen aus Knochen, Holz und Metall, nämlich Gold, Silber und Kupfer, zuweilen auch Bronze, beweisen uns, daß sie es verstanden, diese Metalle zu gewinnen und zu bearbeiten. Angeblich haben die Fürsten reiche Schätze an Gold und Silber besessen, wohin sind sie aber gekommen? Das ist eben, wie schon gesagt, die alte Geschichte. Der schlechte Ruf, der den erobernden Spaniern vorauseilte, veranlaßte die Indianer, ihre Reichtümer in die Tiefe der öden Bergseeen, der Lagunen, zu versenken, oder in weitabgelegenen Höhlen gut zu verstecken. Wie nun die Sage berichtet, sollte der See auf der Spitze unseres Berges, die Lagune von Guatavita, in seiner Tiefe die lebensgroßen goldenen Götzenbilder bergen, die einst die Indianer versenkt hatten. Jedermann wußte das und jeder trug sich im Stillen mit dem Gedanken, die Götzen ans Tageslicht zu schaffen. Die einen wollten Taucher kommen lassen, die den Boden der Lagune absuchen sollten, und andere wollten den See mit großen Maschinen leer pumpen. Zur Ausführung kam keiner dieser Pläne, da niemand, trotz aller Sucht nach Gold, ein größeres Kapital für eine so zweifelhafte Sache aufs Spiel setzen wollte. Ich selbst hätte auch nicht einen Groschen für das Unternehmen ausgegeben, denn wenn man auf derartiges Gerede etwas geben wollte, so müßte man in jedem kleinen Reste Südamerikas einen Schatz des Inka suchen. Mein Wirt war anderer Meinung. Er glaubte an die goldenen Schätze in seiner Lagune und lebte in der Hoffnung sie noch mit eigenen Augen vor sich zu sehen.

Wir hatten wieder einmal alle Projekte durchgesprochen, und

uns selbst war kein Einfall gekommen, der eine leichte Ausführbarkeit ermöglichte. Der junge Ingenieur hatte mit keinem Worte zu unserer lebhaften Unterhaltung beigetragen. Fast schien es, als habe er gar nicht gehört, was wir so eifrig verhandelt hatten, so still und nachdenklich hatte er dagesessen. Endlich brach er das Schweigen:

„Don Pablo, glauben Sie wirklich an die Schätze?"

„Gewiß, ich bin davon überzeugt. Man hat anderwärts zu verschiedenen Malen ähnliche Funde gemacht; warum sollte es hier nicht auch möglich sein? Wenn Sie sich erkundigen wollen, so werden Sie hören, daß hier jeder, selbst der gemeinste Mann, mindestens einmal in seinem Leben auf Schatzgräberei ausgezogen ist, so stark ist hier der Glaube an eingescharrte Schätze."

„Und Sie würden selbst eine größere Summe daran wenden, den See leer zu machen?

„Ja, wenn die Summe nicht gar zu groß ist. Ich fürchte nur, ich werde nie Gelegenheit haben, meinen Beutel zu erleichtern."

„Nun dann ist Ihnen geholfen. Don Pablo, ich mache den See leer!"

Diese Worte wurden so bestimmt ausgesprochen, daß wir keinen Augenblick bezweifelten, Don Ernesto habe bereits einen ausführbaren Plan.

„Aber wie wollen Sie das anfangen, Don Ernesto?"

„Darüber nachher! Vorher wollen wir ausmachen, wieviel ich bekomme, wenn ich die Schätze habe. Ich stelle meine Bedingungen."

Der sonst so ideale Ingenieur zeigte sich zu meinem großen Erstaunen plötzlich als ein geriebener Geschäftsmann. Hatte die Goldsucht ihn so schnell angesteckt oder war es die Liebe, welche ihm plötzlich einen Weg zeigte, um Ines zu gewinnen? Ich glaube das Letztere.

Schon am nächsten Tage ging man ans Werk. Don Ernestos Plan war ebenso einfach wie praktisch. Er wollte einen Gang in den Berg graben bis unter die Mitte des Sees. Dort sollte in einem größeren Raume seine bedeutende Menge Pulver zur Explosion gebracht werden und er hoffte, daß diese Kraft hinreichen würde, nach oben ein Loch in den Berg zu reißen, aus dem dann das Wasser abfließen mußte.

Man arbeitete mit Rieseneifer. Die ganze Umgebung geriet in Aufregung. Seit Jahren hatte man kein so anregendes Gespräch führen können wie nun und mit begreiflicher Spannung sah alles dem Tage entgegen, der die Entscheidung bringen sollte.

Endlich war er da. Aus allen Orten und Nachbarschaften waren die Zuschauer herbeigekommen, die sich die Zeit des Wartens mit lebhafter Unterhaltung über die Möglichkeit eines guten Erfolges zu verkürzen suchten. Ich selbst war von der allgemeinen Aufregung mit angesteckt worden und die Familie meines Freundes nicht minder. Selbst die sonst so ruhig erscheinende Ines zeigte lebhafte Erregtheit. Ich glaube, sie ahnte, warum der Schwede das Wagestück unternahm und das machte sie glücklich und ängstlich zugleich.

Man hatte Posten bis hinauf an den Rand der Lagune gestellt. Sie sollten einander zurufen, ob zur festgesetzten Stunde der See eine Bewegung zeige oder nicht. Noch einmal überzeugte sich Don Ernesto, ob alles in Ordnung sei, dann setzte er die Zündschnur in Brand. Ein paar bange Augenblicke vergingen, es erfolgte kein Knall, nach einigen Minuten auch nicht. Vielleicht hatte das Pulver mehr nach oben gewirkt, man hätte dann nicht viel hören können. Der Posten da oben aber hatte noch nichts bemerkt, er meldete auch nach 10 Minuten noch nichts. Es mußte also die Zündschnur ausgelöscht sein, dann hatte natürlich überhaupt keine Explosion erfolgen können und die Sache war somit noch nicht verloren. Nachdem Don Ernsto diese Ueberzeugung gewonnen, wollte er selbst nachsehen, wo die Schnur erloschen war, aber Don Pablo hielt ihn zurück. Auch Ines, deren Angst nun um so größer war, bat ihn flehentlich, nicht zu gehen. Hätte er ihr mehr Beachtung geschenkt, so hätte er in ihren Augen lesen müssen, wie sie für ihn zitterte, wie sehr sie ihn liebte, so aber war er zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Er ließ sich nicht halten und verschwand nach wenigen Augenblicken in dem schmalen, niedrigen Gang. Er blieb außerordentlich lang darin. Nach einer halben Stunde war er noch nicht zurück. Sollte ihm etwas passiert sein?

Das war nicht gut möglich da sich das Pulver noch nicht entzündet hatte. Don Pablo wollte selbst nachsehen, wo der Ingenieur so lange blieb. Er schenkte den Mahnungen seiner Gattin kein Gehör, die, von abergläubischer Scheu ergriffen, ihn um jeden Preis hindern wollte, sich in Gefahr zu begeben. Auch Ines und ich redeten ihm ab. Er ließ sich jedoch nicht halten und ging denselben Weg, den vor einer halben Stunde der junge Schwede gegangen war und . . . kehrte nicht zurück. Abergläubischer Schrecken bemächtigte sich aller. Die Furchtsamen fingen an zu beten und verließen langsam den Ort des Unglücks. Nach einer Viertelstunde war der Platz fast leer. Nur wenige Beherzte waren zurückgeblieben. Sie stritten lange hin und her über die Ursache, die die beiden Männer verhinderte zurückzukommen. Waren sie tot oder waren sie verschüttet und noch am Leben? Dann aber mußte schnell Hilfe geschafft werden. Niemand fand sich, die ihnen nachkriegen wollte. Erst am nächsten Tage wagte es jemand. Er kehrte mit Don Pablos Hut und Uhr zurück und berichtete, daß er sie als Beweis dafür mitbringe, daß er wirklich den Herrn gefunden. Er liege tot im Stollen, vor ihm Don Ernesto. Ines, die sich mit Aufbietung aller Selbstbeherrschung bis jetzt noch aufrecht erhalten hatte, brach bei diesen Worten lautlos zusammen. Sie wurde totkrank und war es noch, als ich sie endlich verlassen mußte, weil dringende Geschäfte mich nach Europa zurückriefen.

Zwei Jahre später war ich wieder in Bolivia. Ich befand mich nur 1—2 Tagereisen vor Guatavita. Das Nest, in dem ich die Nacht zugebracht, bot mir nicht viel, vielleicht nicht einmal gute Zigarren. Nun einen Versuch wollte ich wenigstens machen. Ich trat in einen kleinen Laden und kaufte. Es war ein Geschäft, in dem man alles führte. Der Fremde findet dort manchmal ganz interessante Dinge und deshalb hielt ich ein wenig Umschau. Da bemerke ich plötzlich einige kleine Götzenbilder aus Gold. Voll Erstaunen frage ich, woher sie stammten, und erfahre, daß sie auf dem Boden der Lagune von Guatavita gelegen haben.

„Wie, ist der See also doch ausgeleert worden?"

„Ja Herr, das ist eine lange Geschichte." Der Händler erzählt mir nun weitschweifig, was ich zum größten Teile selbst mit erlebt hatte und auch den Schluß des Dramas. Das Pulver hatte sich doch entzündet gehabt und einen kleinen Riß bis auf den Boden des Sees gemacht. Durch ihn war das Wasser in mehr als einem Jahre langsam abgelaufen. Die gewünschten riesenhaften Götzenbilder hat man nicht gefunden, wohl aber eine Menge kleinerer bis handgroßer Figuren.—

Die Frau meines Freundes lebte noch, aber Ines war bald nach dem Unglück am Fieber gestorben. In ihren Phantasien hatte sie viel von ihrem Vater und dem jungen Schweden gesprochen.

Ich wußte weshalb.

Arme Ines, sie hätte so gern einen Gringo genommen.

Adda.

Von S. Halm.

Nachdruck verboten.

„Also du willst mich wirklich nicht begleiten?"

„Ich habe dir ja schon gesagt, daß ich noch allerlei zu besorgen habe."

Der Herr Gemahl knurrt etwas von Weiberlaunen, dann sieht sich Adda allein.

Sie schlingt die Finger ineinander, preßt die heiße Stirn gegen das kalte Fensterglas und starrt mit banger Frage ins Leere.

Wie wird sie dies Wiedersehen ertragen? Wie nur, wie? ihr ist, als müßte sie aufschreien vor Weh und doch muß sie sich verstellen, lügen. Sind sie denn alle blind, daß keiner ihre Maske durchschaut? Sie lacht leise und bitter auf in ihrer Einsamkeit. Da drüben geht eben ihr Gatte auf die Straße, den Freund vom Bahnhof zu holen, ihn in sein Haus zu führen. Der ahnungslose Gerhard. Er fühlt sich so sicher und ruhig in ihrem Besitze. Sie ist ja auch eine Perle, sie sagen es alle, das Muster einer tugendhaften, anmutigen Frau, an der alles so korrekt ist — so korrekt. Adda fröstelt plötzlich.

Die Maske — ja — die ist korrekt, korrekt wie diese ganze so liebearme Ehe. Ein jeder geht seinen Weg, ist stets höflich, stets dienstbeflissen, versteht die Form so gut zu wahren und so gut sich auszuschweigen. Ihm, dem Manne scheint's ja zu genügen, aber ihr heißes Herz schreit nach Liebe, nach Verständnis. Gewiß, sie hat von Gerhard von Anfang an nichts verlangt, sie hat ihm gesagt, daß sie ihn nicht liebe und darum auch keine Liebe von ihm verlange. Sie hat eine Schranke zwischen ihm und sich aufgerichtet — wollend — die Erinnerung. Wie hat sie sich an die geklammert, vielleicht sogar darin verbissen — in den Jugendtraum.

Und doch zuweilen hat sie gewünscht, ganz heimlich, ja verschämt, der Gatte möge sich weniger genügsam zeigen. Doch der verlangte nicht mehr als eine schöne, formgewandte Frau.

Was kümmerte ihn deren Seelenleben? Wahrscheinlich besaß sie seiner Meinung nach gar keins. Die blaße Frau grübelt und träumt. Bald ist ihr Antlitz düster umschattet, bald geht's drüber hin wie Wetterleuchten.

Ja wenn die Erinnerung nicht wäre! Sie haben sich geliebt und verstanden. Das Schicksal hat sie getrennt. Sie waren ja beide arm und er ein flotter Offizier. 4 Jahre sind drüber hingegangen und jetzt kehrt er wieder, er, dem ihre erste Liebe gegolten — er als Freund ihres Gatten. Ist's nicht wie Taktlosigkeit? Nein, nein, vielleicht ists die Sehnsucht, die ihn zu ihr treibt. Vielleicht glaubt er auch, sie sei glücklich und habe ihn längst vergessen.

Das Mädchen kommt mit einer Frage. Das rüttelt sie auf. Sie ist ja Hausfrau und hat Pflichten.

„Nur immer rein lieber Horst. Betrachte mein Haus als das deine. Adda, Ad—da."

Gerhards Stimme klingt sonor und frisch durchs ganze Haus, gleich einer Freudenfanfare.

Die blaße Frau lehnt sich ein paar Herzschläge lang gegen das Treppengeländer, dann richtet sie sich stolz auf. Ein konventionelles Lächeln, ein konventionelles Willkommen auf den Lippen, steht sie vor dem Gast.

Der beugt sich ritterlich über ihre eiskalte Hand.

„Wie ich mich freue, gnädige Frau Sie so viel schöner noch und als so glückliche Frau begrüßen zu dürfen." —

Ihr Antlitz wird noch um ein Weniges farbloser. Schillert es nicht wie Spott in den grünlichen Männeraugen, die so forschend auf ihr ruhen? Kühl sieht sie über den kunstvoll gescheitelten Männerkopf fort und gerade — in die Augen des Gatten.

Was ist das? Langsam quillt ihr das Blut empor, heiß bis in die Schläfen.

Sieht sie heut überall Gespenster? Oder täuschte sie sich eben nicht, als sie in Gerhards Blick argwöhnisches Beobachten zu lesen glaubte. Mit ihren anmutigen lässigen Bewegungen geht sie den Herren voran, weist dem Gast sein Zimmer an und flieht dann in ihren eigenes. Was geht in ihr vor? Fest drückt sie die Hand auf das wildklopfende Herz. Ihr Idol, nun ist es da und — ja ist's denn möglich, ist sie wirklich enttäuscht? Oder haben die 4 Jahre den Horst von einst so sehr verändert? Es ist doch im Grunde noch dasselbe feine Aristokratengesicht, nur mit ein paar Fältchen drin, die sie früher nicht bemerkt hat. Der Scheitel ist auch nicht mehr so voll und um den Mund liegt ein Genußsucht verratender Zug — nein — nein sie sieht heute Gespenster. Gewiß, Gerhard ist schöner, das hat sie immer gewußt; nur fiel es ihr heute mehr auf. Neben seiner imponierenden Höhe mußte die geschmeidige zierliche Figur des Husarenleutnants wohl wegfallen. Aber was nützt ihr das Aeußere? Sie ist keine Frau, die an Aeußerlichkeiten hängt.

Dann sitzen sie zu Dreien um den Eßtisch. Blumen duften drauf und die Hausfrau in ihrem weißen Wollkleid gleicht selbst einer blaßen Blume. Sie spricht wenig, um so lebhafter unterhalten sich dafür die Herren, besonders der lustige Horst ist unermüdlich im Auftischen von allerlei Anekdoten, die immer einen kleinen pikanten Beigeschmack haben.

Adda wird stiller und stiller. Zuweilen streift Gerhards Blick ihr starres Gesicht.

Dann ist sie allein mit dem Gast. Sie plaudert plötzlich lebhaft und er schweigt. Es ist als hätten sie plötzlich die Rollen getauscht, nur seine Augen reden, eine gar zu beredte Sprache.

Gerhardt bleibt lange aus. Eine notwendige Korrespondenz hält ihn dem Freunde fern und der nützt die Gelegenheit.

Adda sitzt stumm auf dem niedrigen Hocker. Vor ihr steht der schlanke Offizier und spricht auf sie ein, leise, heiser mit verhaltener Glut, heiße Begehrlichkeit und leises Triumphieren in den Augen. Und sie rührt sich nicht. Sie sagt keinen Ton. Das macht ihn kühn. Er ist sich seiner Macht über Frauenherzen nur zu bewußt. „Adda", schließt er sein heißes Geflüster, „Adda, ich weiß, du liebst mich noch. Ein Wort, geliebtes, angebetetes Weib —"

Da tönen vom Korridor her Schritte und das junge Weib schüttelt plötzlich die Erstarrung ab. Hoch aufgerichtet steht sie vor dem einstigen Idol, das zu so kläglicher Jämmerlichkeit vor ihren Augen zusammensank.

„Sie fiebern," sagt sie laut und ihre Stimme klingt hart und voll, wie metallen. „Ich finde es darum sehr vernünftig von Ihnen, daß Sie schon morgen weiterreisen wollen. So, wie es um Sie steht, können wir Sie natürlich nicht an Ihrem Vorhaben hindern."

Damit ist sie an Horst und dem eintretenden Garten vorüber. Noch am selben Abend reist Horst weiter.

Adda aber lehnt zur selben Zeit an des Gatten Schulter. Ein weiches, zufriedenes Lächeln liegt um ihren Mund, der jetzt, nach dem er gebeichtet hat, flüstert:

„Wie thöricht wir beide doch waren, daß wir weder uns, noch einander erkannten. Dich verscheuchte meine scheinbare Kälte und mich deine Genügsamkeit und doch sahen wir nur den Wald vor lauter Bäumen nicht."

Allerlei.

(Das Klatschen.) Wir meinen nicht die Beifallsbezeugung, das in die Hände klatschen, sondern den andern Begriff, den man unter dieser Beziehung versteht, die meist stundenlange „Unterhaltung" zweier weiblicher (oder männlicher) Klatschbasen. Dieser Name ist vielleicht nicht gerade besonders galant, sicher aber sehr treffend; und mit übermäßiger Galanterie würde man auch gegen die Leute mit dem losen Mund nicht weit kommen. Wir sagten schon, daß es männliche und weibliche Klatschbasen giebt; und die böse Fama behauptet sogar, letztere bei weitem mehr als erstere. In der That hat ja auch die Frauenwelt ein bedeutendes Redetalent, jede Frau ist bis zu einem gewissen Grade Schauspielerin; und daß wir das nicht erst entdeckt haben, sondern daß es schon viel früher so war, wird uns von alten Chronisten vielfach bezeugt. Wir möchten unsern Lesern heute einmal eine Warnung mitteilen, die vor etwa fünfzig Jahren ein Mann in entrüsteten Worten gegen das Klatschen erließ. Das betreffende Dokument befindetsich im Anzeigenteil des früher in Lüdenscheid erscheinenden „Märkischen Boten." Die Nummer vom Sonnabend, den 5. August 1848, enthält folgendes Inserat: Warnung! Alle guten Freunde, Freundinnen und Bekannte warne ich vor einem gewissen Fräulein X. aus L. in A., daß keiner derselben etwas anvertraut, was nicht jeder wissen darf, weil dieselbe ihr schnatterich Maul nicht gut im Zaum halten kann. Spricht sie auch noch so vertraulich, so traut ihr doch nicht, denn es ist ihr ein kleines, eine Sache 4 bis 5 Mal zu verdoppeln. Ebenso der Herr X. in A. kann der obengenanten Fräulein seine Hand reichen. Es ist übrigens bedauernswert, daß der gewisse Herr X. seine in früheren Jahren in A. gewesene Zeit so leicht vergessen, denn wenn derselbe daran dächte, müßte er seinen Mund mit aller Gewalt zuhalten. — Traue, Schaue, Wem! (folgt Name.)" — Wie man sieht, ist die Warnung nicht gerade in den zartesten Ausdrücken gehalten; was aber die hauptsächlichste Moral von der Geschichte ist: Schon die lieben Großeltern haben als junge Leute geklatscht.

(Das brennende Schiff.) In Kopenhagen ist vor einigen Tagen die Mannschaft eines dänischen Dampfers angekommen, die in der Nähe von Island in furchtbare Gefahr geraten war. Es war der Dampfer „Moß", der an der Küste von Island plötzlich in Brand geriet. Das Feuer entstand, wie ein Kopenhagener Korrespondent schreibt, auf unerklärte Weise im Kohlenmagazin des Dampfers, und die Lage erschien dem Kapitän Erichen, gleich so bedenklich, daß er die Hülfe, die ihm vom dänischen nahe an der Unglücksstelle vor Anker liegenden Kreuzer „Heimdal" angeboten wurde, mit Freude annahm. Nachdem die Mannschaft des Kreuzers vergebens versucht hatte, das Feuer zu löschen, dieses aber sich immer

Gu

Die Zeitun
vierteljährlich am Postschal
durch die Briefträger in's H
durch unsere Bo
Erschei
täglich mit Ausnahme der
Verantwortliche
Carl Luyken in

Nr. 16

Erf

Was soll

Wenn die neuesten Nach
entsprechen sollten, so würde
unter dem Eindruck der Rüstu
infolge der zweifellos nach P
deutschen Kaisers die besonne
gewonnen haben. Vielleicht a
günstiger gestalteten Lage de
listen, deren sich die chinesische
bei kriegerischen Verwicklunge
dient haben — zum großen S
Fehler begingen, die chinesisch
hat diese Erfahrung anläßlich
der vierziger Jahre gemacht,
1860, als die englisch-französi
um Frieden nach Peking bega
wältigt, ihre Mitglieder gröf
jetzt werden die Pekinger M
durch Hinterlist und Verrat L
diesmal nicht täuschen lassen.
geführt werden müssen, auch
Werk gesetzt wird, scheinbar ge
sein sollten. Ueberdies wäre d
tige Teil des Programms de
kommt, ist die Schaffung von
gängen, die soeben die ganze

Wie soll dieses Ziel er
starken Regierung"? Die m
lehrt, daß dieses Land mit ein
Quadratkilometer und einer
350 und 420 Millionen schwa
rung gehabt hat. Vorübergeh
kraftvolle und grausame Herr
zu zwingen. Immer aber zer
einzelnen Länder oder Provin
sich die Dynastien, oft in ra
Dutzend Nebendynastien auf.
hunderten herrscht, ist nur in
Südchina ein schwaches Regi
das Land auch unter dieser D
oder weniger selbständige Sta
keitsverhältnis zur Zentralreg
entsprechender Behutsamkeit b

Der Herd der jetzigen fr
der nominellen Reichhauptstad
trieren sich die Machterweiter
Rußland, England und Jap
ziellen Einfluß. Korea, Que
sind die Etappen, auf denen
vorzudringen versuchten. Wird
großen Aktion ganz unversehr
Diese Frage ist schwer zu be
werden.

Es ist richtig: Die eu
Chinas. Rußland, das Land, d
seine Machtmittel es am leicht
nicht. Rußland rechnet damit
von selbst langsam, aber sicher

Eine l

Die Geschichte eines
Aus dem Englischen

20)

Welch' grausiges Entsetze
Kommen hörte. Sobald scho
heute abend schon — welch
großen Schreck hatte ihm das
bar kannte und deren er sich
seine Identität mit Leo Fer

Während Leo in der Ein
Seelenkampf bestand, verharr
der Bittstellerin. Sie hatte
alle ihre Gedanken mit der L
schäftigten. Sein Zittern, di
und vor allem sein plötzlich fo
lassen, gaben ihr viel zu denke

Aus diesem Sinnen wu
Seite geweckt, was ihr die
zurückrief.

Magda unfähig das. M
ganz andern Umständen ge
hier mit einander zu schaffen
bedroht sein könne, beschloß s
füllt zu lassen, weil sie hier e
jedoch hielt sie auf, indem sie

„Wollen Sie mich auch
für einen Augenblick ihr An
Ihnen zu helfen, wenn ich n
mir ins Haus und lassen Si
wie ich selbst bin."

Diese Aufforderung wu
ihr gleich Magdas ganzes He
jemand Magda mit so offenk
letzten Zeit zumal war ihr Le
beinah ihre schwer errungene
Mädchenhand wie liebkosend
Arme ihren Hals umschlang
behüten.

„Ich brauche nicht mehr
Magda mit thränenerstickter
als in Leibesnot, und mich